



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 42.

Wiesbaden, den 18. Juli 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Brief aus Honolulu, Hawaii; Eindrücke während des Krieges“ von Emil Engelhardt. — „Heimliche Bräute“, von Clara Blühgen. — „Das Johannisbrot“, Erzählung von R. H. Baberadt. — „Wenn die Waldbeeren reifen“, von Franz Vögel. — „Das ewig Weibliche“, ein helles Nachtbild von Heinrich Tiedens. — „Der Frig“, von Johanna Weidlich, Braubach a. Rh. — „Bilderbogen für Haus“, — „Lustige Ecke“.

Zum Geleite:

Der Mensch vernachlässigt ein kleines Recht dadurch, daß er es zu eifrig verfolgt, sehr oft in ein großes Unrecht, das ist der Fluch des Geschlechts, dem auch verfallen zu sein kein Einzelner schamlos zu werden braucht. Die ganze Weltgeschichte predigt uns diese Wahrheit und ist nur darum eine Tragödie, deren Lösung nicht in unseren Gesichtskreis fällt. Gebel.

Brief aus Honolulu, Hawaii.

Eindrücke während des Krieges von Emil Engelhardt.

Das ergreifendste Wort, das ein schlichter Soldat auf seinem Schmerzenslager gesprochen hat, fand ich jüngst in einem Zeitungsbericht. Er war Doppelwaise und als Armenkind auf Gemeindefkosten aufgezogen worden. Im Dorfe wanderte er von Haus zu Haus um Brot und Bett, von niemandem geachtet oder geliebt, ohne Kameraden. Doch auch er zog als Freiwilliger hinaus, erwarb sich das Eisernes Kreuz und sagte noch zur Pflegerin, als er schwerwund ans Sterben kam: „Ich habe gar nicht gewußt, daß es so schön ist, ein Vaterland zu haben.“

Das ist das Gewaltige, was wir Auslandsdeutsche in den Kriegsmonaten erlebt haben, Millionen Ausgewanderte und solche, die einstmalig deutsch waren und es vergessen hatten. Wir draußen haben euch, Schwestern und Brüder in der Heimat, alle beneidet, daß ihr den hinreichenden Sturm der Einigkeit und opferwilligen Hingabe persönlich erlebtet. Wir haben nur durch Papier daran Anteil gehabt, in Briefen und Zeitungen, Wochen später. Aber dennoch hat es uns bis ins Innerste angefaßt und wir alle haben es noch froher und dankbarer empfunden: Wir haben es gar nicht gewußt, daß es so schön ist, ein solches Vaterland zu haben!“

Man sieht draußen im Ausland, wenn man 7000 Meilen von der Heimat entfernt auf einer Insel mitten im Stillen Ozean sitzt, alles ganz anders an; gewissermaßen überzeitlich, da man die Zeitungen der Heimat erst nach drei bis vier Wochen erhält. Auch das Vaterland und seine Einrichtungen, seine Politik und die Politik der anderen sieht man unter klarerem und gerechterem Gesichtswinkel, wenn anders man überhaupt noch in bewusster Verbindung damit bleibt. Wie dem Sturme meist ein paar Windstöße vorangehen, so hatte uns der bekannte Brief des Petersburger Historikers Paul v. Mitrofanow an Hans Delbrück vielleicht mehr aufhorchen lassen, als es das deutsche Volk

tat. Wir schauten seitdem gespannter in die Zukunft. Und das war im Mai 1914! Das zweite Sturmzeichen war der Mord in Serajewo. Wir fingen an, mit einem Kriege zu rechnen. Als freilich die amerikanischen Zeitungen ihre Sensationsmeldungen brachten, ohne die der Amerikaner nun einmal nicht leben kann, da lächelten wir noch. So schlimm stand es doch noch nicht. Da kam am 27. Juli morgens die „Münchener“, unser lieber, tapferer Kreuzer, von der Mexikoexpedition zurück. Drei Tage sollte sie in Honolulu rasten, da die Mannschaften monatelang nicht an Land hatten beurlaubt werden können. Wir Deutsche wollten mit ihnen froh sein. Auch das Pfarrhaus hatte sich einige Gäste zum Abendessen erobert; die Frau deckte den Tisch, den Blumen und die deutsche Flagge schmückten — aber niemand kam. Den nächsten Morgen erfuhren wir, daß um 3/5 Uhr ein amtliches Telegramm wie ein Blitz in das im Gange befindliche Kohlen gefahren war und sofortige Abfahrt befohlen hatte. In Eile wurden die geschäftlich an Land befindlichen Offiziere und Mannschaften eingesammelt und das Kohlen beendet. Still fuhr das stolze Schiff, durch diesen zweiten Besuch innerhalb eines Jahres uns Honolulu-Deutschen besonders ans Herz gewachsen, aus dem Hafen. Niemand wußte wohin. Das gab zu denken! Drittes Sturmzeichen! Die Ereignisse jagten sich. Und fünf Tage später hatten wir den Krieg.

Nie werde ich den Sonntag, 2. August, vergessen. Die Sonnabend-Abendzeitung brachte die Meldung von Deutschlands Mobilmachung. Doch kann man im allgemeinen den amerikanischen Zeitungen nicht alles glauben. Ich telephonierte noch am Abend und wieder am Sonntag morgen an das deutsche Konsulat. Der Konsul war natürlich nicht da, aber sein Sekretär sah Warteposten, ob die offizielle Meldung aus Washington käme. Noch um 11 Uhr, als der

deutsche Gottesdienst beginnen sollte, wußten wir nichts Gewisses. Mir erschien es unvermeidlich. So suchte ich meine Gemeinde zu ermutigen. Denn die Niederergeschlagenheit war groß. Wie kann sich Deutschland-Oesterreich-Ungarn der vielen Feinde erwehren? Da die „Oberschicht“ der Deutschen im ganzen sich dem kirchlichen Leben fernhält, kamen nur die schlichten Leute zu mir. Die meisten sind seit Jahrzehnten der deutschen Heimat fern oder überhaupt erst in Hawai geboren. Die nie von den Inseln fort kamen, kennen das Deutschland von heute überhaupt nicht. In den amerikanischen Zeitungen, die man liest, steht nichts davon. Von da an klingelte denn immer wieder bei uns das Telephon: Der Pastor muß das wissen. Sehr, sehr oft wußte aber leider auch der es nicht!

Bei einer Gelegenheit hat man mich damals sogar für völlig verrückt erklärt, weil ich nur eine Sorge hatte: Hoffentlich fängt England seinen Krieg gegen uns sofort an! Abenarius preist in seinem „Kunstwart“ den unvergleichlichen Mut des deutschen Volkes, auf den ein neuer Gegner gar keinen Eindruck mehr mache, und sei es die größte Erdemacht: England. Ein kleiner Kreis von uns hegte die leise, aber heiße Hoffnung: England möchte einmal nur von seiner überlieferten Politik abgehen und diesmal nicht warten, bis die Gegner dem Frieden nahe und geschwächt seien, um dann den Schiedsrichter und Beutejäger zu spielen. Wir haben dann wirklich gebuhelt, als England tatsächlich den großen Fehler machte und, unter einem so fadenscheinigen Vorwande, Deutschland den Krieg erklärte.

Nun kamen drei schwere Wochen für uns: die schmutzige Lügenflut. Das deutsche Kabel war zerstört; die drahtlosen Stationen arbeiteten noch nicht. Man sah es ja den meisten Meldungen an, daß sie zum mindesten sehr deutschfeindlich geschminkt waren. Aber wochen- und wochenlang immer nur von deutschen Niederlagen zu hören, das wirkte auf die Amerikaner derartig, daß man uns Deutschen im besten Falle nur noch mit gutmütigem Mitleid begegnete. Die meisten meiner Deutschen waren völlig mutlos, und ich hatte viel, viel zu ermuntern und klarzustellen. Ich gestehe offen, es ist mir zuletzt auch nicht mehr sehr leicht geworden. Nicht als hätte ich an Deutschland gezweifelt, aber ich selber verlangte nach Klarheit, um scheiden zu können zwischen Wahrheit und Lüge; daß man wußte, wieviel den Zeitungen zu glauben und wieviel Erfindung der Sensationslust und Deutschfeindlichkeit sei. Ich wußte und glaubte fest: Wenn Deutschland wirklich geschlagen worden war, woran ich ernstlich zweifelte, dann sicherlich nicht so! Das waren die Wochen, wo wir im ganzen Hause lasen und jedermann zu lesen empfahlen, was die Deutschen geleistet haben: den siebenjährigen Krieg, die Taten in China, wo unsere Marine die ersten Korbeeren erntete, und die beispiellosen Heldentaten, leider schon halb vergessen, unserer Brüder in Südwest, wie sie uns Kentwein, Schwabe und Grensen erzählen. Daran haben wir uns erbaut und gestärkt. Wir wußten es, so sind die deutschen Soldaten noch heute. Das Zeitungslügen kann nicht wahr sein! Das war unser Feldgeschrei gegen den englischen Zeitungslügenfeldzug. — Und dann kamen endlich auch die ersten deutschen Zeitungen wieder. Die Post brachte Anfang September die ersten Briefe wieder, und wir lasen und lasen von dem gewaltigen Siegesstrom, der in niederschmetternder Wucht über die Grenze in Feindesland hineingebrochen war. Die Engländer in Honolulu hatten den Kopf bereits sehr hoch getragen, als aber Namen wie Mons und St. Quentin auch in den amerikanischen Zeitungen kamen und „U 9“ den drei Engländern seine Torpedomorgenzigarren zum Rauchen anbot, wurden sie klein — und begannen zu schimpfen und den Zeitungen „Eingefandte“ zu schreiben. Wir Deutschen aber waren ganz bescheiden und zurückhaltend; aber wir waren dankbar stolz; bei aller treuen Vaterlandsliebe hatten wir nicht gewußt, daß es so schön ist, ein so herrliches Vaterland zu haben! —

Es ist bemerkenswert, wie die verschiedenen Volksrassen, die auf den hawaiischen Inseln vertreten sind, sich zu Deutschland stellten. Nach dem, was man so gelegentlich hörte und erlebte, hatten die Hawaier selbst viel freundliche Gesinnung gegen Deutschland. Das hat seine geschichtlichen Gründe. Franzosen, Russen und Engländer haben im vergangenen

Jahrhundert das hawaiische Volk ausgebeutet und in einer brutalen Weise übervorteilt, die heute noch nicht vergessen ist. Daß die Hawaier damals in ihrer Not einmal darum gebeten haben, deutsche Besetzung zu werden, weil sie sich unter der schwarz-weiß-roten Flagge am sichersten glaubten, ist in Deutschland nur wenigen bekannt. Trotzdem Bismarck aus guten Gründen es ablehnte, haben wir Deutsche drüben noch heute einen guten Namen.

Die Chinesen sind begeisterte Deutschenfreunde. Viele haben die deutschen Siege gefeiert, als wären es ihre eigenen. In gewissem Sinne, aufs Weltpolitische gesehen, haben sie dabei recht getan. Denn Deutschland kämpft mittelbar auch für Chinas wirtschaftliche und politische Freiheit. Der Chinese in Hawai weiß es mindestens recht gut, daß alles, was jetzt gegen uns kämpft, nach China nur kam, um etwas zu holen, Deutschland aber brachte etwas. Als dann auf englische Bestellung unser schönes Tsingtau angegriffen wurde, stieg unter den Chinesen die Begeisterung für Deutschland auf den Siedepunkt, weil sie mit klarem Blick in der überwiegenden Mehrheit den Japaner als ihren Todfeind betrachteten. Dasselbe war unter den Koreanern Hawai wahrzunehmen, die sich gegen einen japanischen Angriff auf Hawai militärisch üben und rüsten, um an Amerikas Seite gegen die harten Bedrücker ihres Heimatlandes zu kämpfen. Ich darf wohl als bekannt voraussetzen, daß die Chinesen Chinas in höchstem Maße deutschfreundlich sind, soweit sie Schantung bewohnen oder sonstwie mit dem deutschen Wirken und Schaffen in Kiantschou in Berührung kamen.

Ein kleines chinesisches Geschichtchen aus allerpersönlichster Erfahrung will ich hier einschalten. Wir hatten in Honolulu, wo man nur farbige Diensthofen kennt, ein chinesisches Dienstmädchen, das ganz so war, wie die Hausfrau in ihren kühnsten Träumen und Wünschen sich das Ideal eines Dienstmädchens vorstellt. Für ihre 17 Jahre war sie außerordentlich gewandt und zum ersten Male in einem weißen Hause. Wenn sie die Kriegstelegramme gelesen hatte, kam sie mit Fragen: Warum, wozu und wie der Krieg geführt wurde. Was man da mache? Und als ich ihr darauf antwortete: Man schießt die anderen tot, wollte sie, ganz entsetzt, es nicht glauben. Was sie dann von Gefangenen, besonders von Hindenburgs Geschäftsabschlüssen im Großen, so fragte sie, ob auch diese nun alle totgeschossen würden. Als aber die Japaner auf ihrem Zug gegen Tsingtau Chinas Neutralität durch Truppenlandungen auf chinesischem Boden verletzten, verstand sie sehr schnell, worum es sich handelte, und wurde grüngelb vor Wut über diese Japsen. „I hate them, we hate them all! Ich hasse sie, wir Chinesen hasse sie alle!“ zischte das sonst so sonnige und freundliche Kind. Nachdem sie dann über Sonntag, wie gewöhnlich, daheim gewesen war und mit ihren Eltern sich besprochen hatte, erkundigte sie sie täglich, ob nicht die Deutschen den Japanern wieder Schaden zugefügt hätten. Den Tag, wo wir hörten, wie „S 90“ den „Tafachin“ torpediert hatte, ging sie mit glückseligem Gesicht ihrer Arbeit nach. Und als uns das ohrenbetäubende Knattern der Raketen eines Abends spät kündete, was sich am folgenden Morgen bestätigte, daß Tsingtau gefallen sei, da hätte kein Deutscher ehrlicher und grimmiger trauern können als dieses einfache ungebildete Chinesenmädchen, das nie sein Mutterland oder gar Deutschland sah.

Und die Japaner? Auf Grund umfassender Erkundigungen, die ich einzog, und persönlicher Beobachtung kann ich versichern, daß die 86 000 Japaner, die zwei Fünftel der Bevölkerung Hawai bilden, überwiegend deutschfreundlich waren, als der Krieg begann. Sie waren fest überzeugt, Japan würde die schöne Gelegenheit benutzen, bequem das nachzuholen, was es vor zehn Jahren nicht vollenden konnte, und sich dem russischen Bären ans Fell hängen. Keiner dachte oder wünschte etwa gar einen Krieg gegen Deutschland. Japaner, die selbst unter deutschen Offizieren militärisch ausgebildet worden waren, Veteranen von Port Arthur, erzählten mit leuchtenden Augen von ihren deutschen Lehrmeistern — und ihrem Haß gegen Russen und Amerikaner. Ich gestehe ehrlich ein, ich war damals so schlecht, den Russen das zu wünschen, worüber ich danach so

erbittert war, als es uns geschah: einen Ueberfall durch Japan!

Eine uns eng befreundete Familie hatte als Koch und Gärtner einen Japaner. Sagakita hieß er und war Veteran des Russisch-Japanischen Krieges. Er hielt uns lange Vorträge, in großer Begeisterung und Entrüstung: Nie könne Japan gegen Deutschland vorgehen, das verstoße gegen das alte Ehrengesetz der Samurai, der Ritter, Bushido. Das Volk wolle es sicher auch nicht. Alle japanischen Zeitungen schrieben das. Höchstens eins paar englandsfreundliche Regierungsmänner, wie Okuma, den er hasse, wollten es. Jedenfalls würde er und viele seiner Freunde ihre Jungens nicht nach Japan reisen lassen, um gegen Deutschland zu kämpfen. Bei den Japanern hat bekanntlich der Vater, so lange er lebt, die Gewalt über die Kinder, auch die verheirateten; nach seinem Tode tritt der älteste Sohn an seine Stelle.

Der gute Sagakita ging nun immer wieder einmal ins japanische Konsulat, wo sein bester Freund angestellt war. „Wie go japanese consulate, me friend speake!“ (ich gehe ins japanische Konsulat, will mal mit meinem Freunde reden), versicherte er uns in seinem großartigen Englisch. Dort holte er sich dann die neueste politische Weisheit. Immer wieder versicherte er uns: „Nie gegen Deutschland; gegen Rußland: ja, und auch vielleicht gegen die Vereinigten Staaten.“ — Und das war wirklich die Stimmung in weitesten japanischen Kreisen Hawaiis. Sagakita kam aber eines Tages ganz still vom japanischen Konsulat nach Hause, und ohne ein Wort zu erzählen, ging er gleich in die Küche und wusch die Teller auf, daß es klapperte. Man merkte, daß er aufgeregt und unzufrieden war: Japan hatte von Deutschland die Räumung Kiautschous verlangt! Das empfand der Treue so schwer, als hätte er selbst seine verehrte deutsche Herrschaft hintergangen und betrogen. Wie ich aus Japan selbst unterrichtet bin, ist es auch dort vielen so gegangen . . .

Da wir in unsere weiter aus der Stadt gelegene Wohnung die Zeitung erst gegen 6 Uhr abends bekamen, telephonierte mir mittags ein befreundeter Kaufmann die neuesten Telegramme. Als er am 1. September nichts meldete, rief ich ihn an. „Es ist nichts los. Daß die „Nürnberg“ kam, wissen Sie ja schon.“ — Nein, das wußte ich nicht! In 20 Minuten stand ich am Kai, wo der Kreuzer festlag und Kohlen einnahm. Wir haben nicht erfahren dürfen, wo sie seit der plötzlichen Abreise gewesen ist. Aber die Offiziere und Mannschaften waren froh und guten Mutes. Es war ein Ereignis für Honolulu: Mitten im Krieg ein Kreuzer einer kriegsführenden Macht im Hafen! Und die Amerikaner haben eben doch Respekt gehabt vor der tapferen Besatzung! Als es dunkle Nacht war, ging die „Nürnberg“ wieder in See. Die Deutschen am Ufer sangen: „Deutschland über alles!“, als das schöne Schiff die Taue loswarf; die Mannschaft antwortete mit dem zündenden Flaggenslied. Die Mannschaften des amerikanischen Kreuzers „South Dakota“ drüben am anderen Pier grüßten die Kameraden mit drei Hurras! Es waren unvergeßliche Stunden, wo wir unsere „Nürnberg“ zum letztenmal sahen! —

(Schluß folgt.)



Heimliche Bräute.

Von Klara Blüthgen.

Sie klagen nicht und tun ihre Pflicht
In Kinderhorten, Küchen, Kazzaretten.
Sie wirken still an schweren Krankenbetten,
Sie horchen atemlos, wenn man vom Kriege spricht,
Und wenn man fragt, wen sie im Felde hätten,
Sagen sie scheu: Ich habe keinen mit — —
Sie weinen nicht und gehn im bunten Kleid,
Doch lauschen angstvoll auf der Zeiten Schritt —
Die jungen Wangen bleicht verschwiegnes Leid,

Die blassen, unberingten Hände halten
Zitternd die Zeitung mit den Opferpalten —
Steht dort vielleicht sein Name, schwarzumzirkelt? —
Es kommt die Nacht, wo niemand wirken mag,
Vorüber ist der Tag, da man gewirkt.
Die Myrte gießen sie vor ihren Fensterscheiben
— Vergeblich müht sie sich mit Knospentreiben —
Bang geht und schwer der jungen Herzen Schlag. —
In ihrem Traum wehn Düste von Jasmin,
Verschwiegen lockt ein dunkler, tiefer Garten.
Wie doch der Mond so seltsam silbern schien,
Zur Seligkeit ward selbst das kurze Warten.
Härtlich im Arm — ein erster, heißer Kuß —
Der Abschied dann — ein allerletzter Gruß — —
Kehrt er zurück, dann kommt das große Glück!
Mit seinem Leben spielt der Augenblick.
Ein Donnern fern — ein dunkler Schicksalspiegel —
Was zeigt sich drin, wenn ihr der Würfel fällt:
Korbeergekrönt ein junger Siegesheld?
In Feindesland ein namenloser Hügel? — —



Das Johanniskäferchen.

Erzählung von Karl Friedrich Baberadt.

In dem Garten des Kazzarets blühten Jasmin und Rosen und formten ihre Düste zu betäubenden Wolken, die schwer und schwül auf den Menschen lasteten. Die blanke Julisonne trocknete die Luft aus und scheuchte die Menschen in die fernsten schattigen Eden.

Unter der riesigen Blutbuche, deren Aeste fast auf der Erde schleiften, lag im bequemen Langstuhl ein verwundeter Offizier, bleich und ernst und mit einem unbeschreiblichen Schweigen in den Augen. Es war, als sei irgend etwas in diesen Augen gestorben, als seien sie vollgefozen von entsetzlichem Grauen.

Ein paar Kameraden, ältere und junge, saßen neben ihm. Sie kannten alle diese seltsamen Augen und sie folgten alle einer unausgesprochenen gegenseitigen Verständigung, den Mann da nicht allein zu lassen, keinen Augenblick, nirgends. Und ihre kameradschaftliche Fürsorge war so zart und wissend, daß der, dem sie galt, keine Absicht dabei fühlen konnte.

Die Unterhaltung war nicht sehr lebhaft, aber wenn man sprach, war es von dem einen großen, furchtbaren Erlebnis, das sie alle hierher geführt hatte und das wie ein jäher Riß durch ihre ruhigen Seelen gegangen war. Jedem einzelnen erschien dieses Erlebnis anders, aber das gemeinsame Große, dem es entsprungen war, prägte ihm doch etwa Gleichartiges, Einander-Ähnliches auf, das es schließlich zu etwas ganz Natürlichem werden ließ.

Man fühlte dieses Gesetzmäßige und sprach verächtlich von denen, welche ihre Erlebnisse als etwas Uebernatürliches oder Außergewöhnliches hinstellen wollten.

„Dummheiten“, sagte ein blutjunger Leutnant, „die Zeiten der mythischen Jungfrau von Orleans sind vorbei. Wenn es überhaupt noch Realitäten in der Welt gibt, so ist der Krieg eine absolute Realität, eine Kette von Wirklichkeiten, in der kein Glied fehlt. Zwischen schweren Mörsern, Handgranaten, Torpedos und derlei schönen Dingen hat nichts Uebernatürliches Platz. Ich wenigstens glaube nicht daran.“

Die übrigen Herren stimmten ohne Widerspruch bei, nur Oberleutnant Sicking richtete seine großen dunklen Augen voll auf den jungen Kameraden.

„Kennen Sie nicht das Hamletwort, Kamerad?“ sagte er. „Es gibt auch zwischen schweren Mörsern, Handgranaten und dergleichen noch Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Leutnant Bauer mußte ein unbehagliches Gefühl abschütteln, als sein Blick dem Sidings begegnete, dann zwang er sich zu einer Lustigkeit, die aber unfrei klang: „Auch Sie, Herr Oberleutnant? Ich dachte, gerade Sie wären von der Realität des Krieges überzeugt.“

„Weil ich ein zerschmettertes Bein habe und einen halbzertümmerten Schädel? Ja, das ist freilich nur allzu real“, übernatürlich ist höchstens, daß ich noch hier sitze, in diesem Zusammenhang. Und dennoch — ich weiß nicht, ob ich der einzige bin, dem sich einen Augenblick lang die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traum verwischten — ich verdanke mein Leben nicht einer „Realität“, wenigstens glaube ich es nicht“

Alle fühlten, daß dieser Mann da im Begriffe war, eine Last von sich abzuschütteln, die ihn seit Wochen fast zu Boden drückte. Schweigend sah man dem Spiel der Sonnenkringel zu, die sich durch das dichte Gezweig des Baumes auf den Menschen und dem Boden abzeichneten.

Oberleutnant Sidings fuhr mit der schmalen Hand unruhig auf der Decke, die seine Knie umhüllte, hin und her. Eine Scheu hielt ihn ab, von sich zu sprechen und doch wieder war da etwas in ihm, das ihn zwang, sich gleichsam loszukaufen von diesem Alp, in dem er andere an seinen Zweifeln teilnehmen ließ. Da begann er mit einer gedämpften, leise zitternden Stimme:

„Einigen von Ihnen ist es vielleicht schon bekannt, daß an dem Tage, an dem ich zu meiner Truppe berufen wurde, mein einziger Junge gestorben ist. Er hatte Diphtheritis. Es war so schnell gekommen, daß er nicht mehr zu retten war. Ich stand bei ihm, als er zum letzten Mal die Augen aufschlug. Es war ein Erkennen und war ein Abschied und war wie das Versprechen eines Wiedersehens. Ich glaube heute, auch gehört zu haben, wie er flüsterte: „Auf Wiedersehen, Väterchen!“ Als er dann mit einem kindlichen Lächeln einschlief, als sich sein kleiner Körper streckte und und“

Der Erzähler würgte etwas hinunter und schwieg eine Zeitlang, aber in seiner Stimme lagen noch die Tränen eines Mannes, als er fortfuhr: „Noch am selben Abend mußte ich abreißen, es war unmöglich, daß ich dem Begräbnis beiwohnen konnte. Die wundervolle Beherrschung meiner Frau gab auch mir die Kraft, einzig noch der eisernen Pflicht zu gehorchen. Ich kam nach Flandern, und schon ein paar Tage später empfing ich die Feuertaufe. In den wochenlangen Kämpfen stillte sich der Schmerz um den Verlust meines Kindes und machte einer stillen, wehmütigen Trauer Platz. Das Einzelschicksal wurde so winzig klein, wenn man sich Welten gegeneinander aufstürmen sah. Wenn die furchtbare Welle des Blutes dahinströmte, was gilt da ein kleiner versprengter Tropfen?“

Eines Tages kamen wir in das Kanalgelände von K. Sie kennen die Gegend. Sie ist nicht nur gefährlich: sie ist melancholisch, tot, wie ein furchtbares Schweigen, wie ein offenes Grab. Diese trüben Wasserläufe, diese gespenstischen Pappeln, der undurchdringliche graue Himmel und diese schwarze, feuchte Erde — mir war, als ich das zum ersten Male sah, als schließe irgendein Deckel über mir zu und raube mir die Luft zum atmen. Ich hatte vom ersten Tag an, wo ich dort im Schützengraben lag, ein peiniges Gefühl, als stände mir etwas Unangenehmes bevor, und es half dagegen auch nichts, daß ich mich selbst verspottete und schalt.

Die Kämpfe an sich waren dort weniger schwer, aber das fortwährende Artilleriefeuer machte unsere Nerven doch wund. Nicht sehr weit von unseren vordersten Gräben entfernt, spannte sich eine steinerne Brücke über den Kanal, die einzige, die weit und breit nicht zerstört war, die dem Feinde gute Dienste leistete und die wir nicht zerstören wollten, weil sie auch uns noch gute Dienste tun sollte. Die Brücke war von feindlicher Seite her immer gut bewacht, natürlich, aber wir wußten nicht, in welcher Stärke der Feind dort lag. Es war aber für eine uns befohlene Operation nötig, das festzustellen. Ich begab mich deshalb mit einem Unteroffizier und ein paar Mann eines Abends auf Patrouille. Wir kamen nur sehr, sehr langsam vorwärts. Auf dem moorigen Boden kriechend, dessen Verwesungsgeruch mir fast übel machte, gelangten wir schließ-

lich auf die Stange dicht vor der Brücke. Nun hieß es vorsichtig sein. Ein paar Schüsse, die über unsere Köpfe dahinpfliffen, verrieteten, daß man drüben etwas Verdächtiges bemerkt zu haben glaubte, da wir aber mäusestill verharrten, hörte die Schießerei bald auf. Wir lagen vielleicht zehn Minuten so, ohne uns zu rühren. Es wurde rasch dunkel, ein starker Wind zerzauste die Weiden und Pappeln, und das Rauschen des Flusses klang unter der Höhlung der Brücke doppelt schauerlich. Ein Windstoß riß mir meinen Tschako ab, klatschend fiel er ins Wasser, aber glücklicherweise führte ihn die Strömung vom Feinde weg. Die aufregende Spannung prickelte uns in allen Gliedern, meine Leute, die bisher wie Bronzefiguren dagelegen waren, fingen an, ungeduldig zu werden. Wir mußten uns beeilen, wenn unsere Erkundung überhaupt einen Erfolg aufweisen sollte. Wir mußten wissen, wie stark unser Gegner sei.

Ein Gefreiter kroch ein Stück vor. Als bald fauchte ein Hagel von Geschossen herüber. Der Mann kam nicht wieder. Wir erwarteten, daß man die Gegend jetzt durchsuchen würde und waren bereit, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Aber alles blieb ruhig. Ich glaubte daher, annehmen zu dürfen, daß nur ein schwacher Wachtposten dort aufgestellt war und hatte schon das Wort zum Sturm auf der Zunge, als“

Der Erzähler schloß die Augen, die sich plötzlich noch mehr zu weiten schienen, und sprach dann fort wie einer, der im Traum redet: „Ganz deutlich sah ich eine weißgekleidete Gestalt sich von der Brücke her nahen. Ein Mädchen mochte es sein oder . . . nein, ein Kind war's. Es winkte schon von weitem. Es kam näher. Wie magnetisch zog es meine Augen auf sich. Es winkte und winkte. Es schien sagen zu wollen: „Nicht schießen!“ Dann stand es ganz dicht bei mir. Ich erkannte meinen Jungen. Ich sah seine blauen Kinderaugen, wie sie mich damals beim Abschied angeblickt hatten, aber es war ein fremder Glanz darin . . . Ich sah sein unbewegtes weißes Gesichtchen, ich sah ihn immer winken, beschwörend, verneinend. Ich wollte ihn anrufen, aber meine Zunge war wie gelähmt; ich wollte meine Hand ausstrecken, um nach ihm zu greifen, aber sie ließ sich nicht bewegen. Und doch war es mein Junge, der dort stand und winkte, als wolle er uns vor einer Gefahr warnen.“

Der Befehl zum Angriff blieb mir in der Kehle stecken, aber mein Unteroffizier wartete ihn gar nicht erst ab. Er kroch bis auf die Deichkrone, sprang auf und — fiel von zahlreichen Kugeln durchbohrt nieder. In diesem Augenblick verschwand der winkende Knabe mit einem deutlich vernehmbaren Klagelaut und zugleich stürmte der Feind aus dem Hferdicht hervor. In mehr als zwanzigfacher Ueberzahl. Wir wären sämtlich des Todes gewesen, wenn uns mein Junge nicht vor dem Angriff gewarnt hätte . . .

Wir wichen der Uebermacht. Noch einen Mann blühten wir nur ein. Und ich wurde schwer verwundet. Der Feind mochte sich über unsere Stärke täuschen — er folgte uns in der undurchdringlichen Finsternis nicht weiter. Wir gelangten glücklich in unsere Gräben. Meine Aufgabe hatte ich gelöst“

Und plötzlich schlug Oberleutnant Sidings seine Augen wieder auf, in denen eine verzweifelte Qual zu brennen schien.

„Mein Junge hat sein Versprechen gehalten“, sagte er, „er war wiedergekommen. Er hatte ja gesagt: Auf Wiedersehen! Ich habe ihn gesehen, ganz deutlich. Ich wäre heute ein toter Mann, wenn er nicht dazwischen gekommen wäre damals . . . Mein Junge . . . War es nicht mein Junge? War er es nicht? Und wenn er's nicht war — wer war es? Was war es? Sehen Sie, Kamerad Bauer,“ schloß er mit einem schmerzlichen Lächeln, „das sind die unrealen Dinge zwischen Mörsern und Flintenkugeln, die wir in diesem Kriege erleben“

Der junge Leutnant wußte keine Antwort. Er sah, wie sich ein Johanniskäferchen auf Sidings Hand setzte und es fiel ihm ein, wie ihm seine Mutter einst gesagt hatte, daß die Johanniskäferchen die Seelchen gestorbener Kinder seien . . .

Wenn die Waldbeeren reifen.

Von Franz Pflug.

Höleren, Höleren,
Wir kommen aus den Beeren.
Wir hab'n den Topf bis über'n Rand,
Das schmeckt wie lauter Juckend.

Es ist eine fröhliche Schar, die singend und lärmend den holzigen Waldweg herabkommt und eben um die Ecke biegt. Heidelbeersucher sind's, die ärmsten Kinder des Dorfes, aber auch die lustigsten. Schon am zeitigen Mittag sind sie ausgezogen, unbekümmert um die heißen Strahlen der Sonne, nahm sie ja bald der schattige Wald auf. Den Krug in der Hand, um den Leib eine Schnur mit daran baumelnden Löpschen, so ist's auf die fröhliche Suche gegangen. Und nun, beim sinkenden Abend, kehren sie heim, übervoll Krug, Löpschen und auch das Kröpfchen. Und obgleich sie den ganzen Tag im Walde umhergeleitet sind und wohl auch allerlei Nutzwillen getrieben haben, merkt man dem kleinen Volk doch keine Ermüdung an, immer und immer wieder ertönt ihr fröhliches Lied.

Es ist ja auch ein Vergnügen eigener Art, die bald purpurrot, bald dunkelblau aus dem frischen Grün der Blätter hervorstechenden Beeren zu suchen, jubelt ja schon ein Minnesänger:

„Sel, do lisen wir ertbern suochen
von der tannen zuo der buochen
über stoc und über stein,
der wile das din sunne schein.“

Wer will es da dem leicht empfänglichen Gemüt der Kinder verargen, wenn sie ihrer hellen Freude Ausdruck geben. Zahlreich sind die Liedchen, die namentlich bei der ergiebigen Heidelbeere den kleinen Kehlen entquellen.

Hier und da wurden in früheren Zeit und in einzelnen Gegenden vielleicht heute noch beim Sammeln der Beeren besondere Bräuche beobachtet. So bekränzten im Oars die Frauen und Mädchen bei Beginn der Lese die sogenannte Brautklippe und hofften dadurch fürs ganze Jahr auf reichen Ertrag. Im Bessischen legte man beim Betreten des Waldes einen Blumenstrauß nebst einem Stein in eine hohle Eiche, wobei man sprach:

„Hier opfer ich dir ein Schlippen,
Opfer mir in mein Dippchen (Löpschen)!“

Im Wendahl bei Elberfeld zerdrückten die zum Beerenpflücken gehenden Kinder die ersten drei Beeren an einer alten mächtigen Eiche, dem „schwarzen Peter“, und in Franken legte man Brot, Baumfrüchte und Beeren in drei Teilen auf einen Stein, um die Angriffe des im Walde hausenden „Heidelbeermannes“ abzuwehren. Dieser Heidelbeermann, dessen Günst man sich durch das eben erwähnte Opfer zu sichern suchte, ist wahrscheinlich auch in dem Liedchen gemeint, das in Schwaben gesungen wird:

„In Beerle, in Beerle,
In Beerle wöllt mer gaun!
Ist a bucklages Männle komme
Hat mir meine Beerle a'nomme.
In Beerle, in Beerle,
In Beerle wöllt mer gaun!“

Beim Suchen der Erdbeeren legte man die ersten drei auf einen Baumstumpf „für die heilige Maria“ oder „für die armen Seelen“. Verlorene oder verschüttete Beeren durften nicht wieder aufgehoben werden, sie gehörten der Mutter Gottes. Wer es aber doch tat, der suchte dann den ganzen Tag vergebens.

Trug man die gesammelten Beeren nach Hause, so vergaß man nie, einige der schönsten an einen vor dem Walde stehenden Hagedorn zu stecken und gleichzeitig einen Stein in den Busch zu werfen. Man wollte, was noch ganz besonders in einem hergesagten Spruche geschah, für die Gaben des Waldes danken. Geschah dies nicht, so fürchtete man, das nächste Mal entweder keine Beeren zu finden oder die gefundenen auf dem Heimwege zu verschütten. Im Braunschweigischen zerdrückte jeder Beerenfucher auf dem Nachhausewege auf einem bestimmten Steine eine Heidelbeere, um seinen Korb ohne Unfall nach Hause zu bringen. Noch vor wenigen Jahrzehnten stand am Birkenholze bei Dellstien ein Stein, der des Sommers ganz blau war. Im bairischen Hochland band man den Kühen kleine Körbchen voll Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner als Opfer für die Berggötter.

Zweifellos haben wir es hier mit uralten Resten heidnisch-germanischen Götterglaubens und Götterkultes zu tun, und zwar weisen die gebrachten Opfer in der Hauptsache auf Donar. Er schleuderte seinen Hammer und spaltete Felsen und Berge, öffnete mit seinem Donnerkeile den Boden und sandte den befruchtenden Regen. Ihm, dem Gott des Feldbaues, schrieb man auch die Gabe der Waldbeeren zu. Heilig war ihm die vom

Blitz oft heimgesuchte Eiche und neben anderen Bäumen und Sträuchern auch der Hagedorn (rote Früchte!). Deshalb steckte man an die Zweige des Hagedorns einige der schönsten Beeren und legte einen Blumenstrauß in eine hohle Eiche oder zerdrückte einige Beeren an einer solchen. Auch der den Opfern beigelegte Stein weist auf den Donnerer hin, denn der von ihm geschleuderte Hammer bestand, wie alle urdeutschen Waffen, aus hartem Stein. Daß wir diese Beerenopfer als Reste des Donarkultes zu betrachten haben, wird auch durch das bairische Waldbeerlied bestätigt, welches die Kinder noch heute regelmäßig bei der Heimkehr anstimmen. Es lautet:

Elhon (Eichhörnchen), Klöngelhon,
Ninc Korf es schlektivoll,
En wenn be noch nitt schlektivoll es,
Dann feng ed of nitt Elhon.

Das Eichhörnchen tritt hier gewissermaßen als Spender der Beeren auf in Vertretung des Gottes, dem es heilig war, das war aber kein anderer als Donar, galt es doch infolge seiner roten Farbe und seiner blitzschnellen Bewegungen als ein Lieblingstier dieses Gottes.

Die Erdbeeren standen zu den Elfen, insbesondere aber zu Solba, in einem engen mythischen Verhältnis, waren sogar in ihrem himmlischen Lichtreize heimisch, und fromme Kinder wurden nicht selten von ihr mit solchen beschenkt. Und wenn beim Erdbeersuchen die ersten drei Beeren der „heiligen Maria“ dargebracht wurden, so haben wir es hier, wie so oft, mit einer christlichen Umdeutung zu tun, an die Stelle der heidnischen Dämonen ist die christliche getreten.

Nach einer Legende sollen freilich die Erdbeersträucher früher ohne Früchte gewesen sein, erst als der Herr bei einem Gange durch den Wald das bescheiden am Boden blühende Blümchen an die Lippen gedrückt.

„Da lebst in Wonn' das Kräutlein auf,
Und in ihm keimt's und wogt's und schwillt,
Und eine Erdbeer', zart und mild,
Entspricht in heller Purpurglut
Der Stell, wo Jesu Mund gerührt.“

Im Volke behauptet man, daß ihr Genuß nicht sättige. Als Grund hierfür berichtet eine Sage: Ein Kind, das im Walde Erdbeeren gesammelt hatte, traf auf dem Heimwege die heilige Jungfrau. Diese fragte, was es im Korbe habe. Das Kind fürchtete, der fremden Frau etwas abgeben zu müssen und antwortete: „Nichts.“ Da entgegnete Maria: „Ist es nichts, so soll es auch nichts zu deiner Sättigung beitragen.“

„Und siber (seither) isch kei Sage meh
Im Beeri-Gfä gfi (gewesen).
I ha mi Lebzig nitt so gsch,
Sie beschieken ebe nie.
Ih hampslevooll, se viel de witt,
Sie stillen ein den Dunaer nit!“

Nach einer Bauern- und Winzerregel bedeuten reife Erdbeeren zu Pfingsten ein gutes Weinjahr oder wie der gediegene Gölthner Reim meint:

Wenn's reife Erdbeeren gibt zu Pfingsten,
So gibt's nicht Wein zum Winsten.

Eine Frau freilich, die schon Kinder begraben hat, darf so zeitig noch keine genießen. Nach einer alten Ueberlieferung soll sie vor dem Johannisstage keine essen; denn an diesem Tage führt Maria die gestorbenen Kinder auf die himmlischen Blumen zur Erdbeerlese, und alle dürfen naschen, so viel sie wollen, nur die müssen aufsehen, deren Mütter bereits vorher davon genossen haben.

Ueber die Entstehung der Heidel- und Preiselbeeren gibt uns folgende Legende Aufschluß. Ein frommer Klausner hat einst die Mutter Maria um Obst für die armen Bewohner des Gebirges. Da nahm Maria den Kranz ab, der ihr Haupt schmückte, löste ihn auf und streute ihn über die Berge. Gar bald überzogen sich diese dicht mit Heidel- und Preiselbeerengesträuch, das reichlich Beeren trug, so daß sich die Vögel zweimal im Jahre röteten. Die armen Bewohner des Gebirges aber fanden durch das Einsammeln und Versenden der Früchte lohnenden Erwerb.

Anders lautet eine Tiroler Sage. Nach dieser ward es dem Teufel gestattet, auch eine Pflanze zu schaffen. Er schuf die lockende Grangelbeere, wie die Preiselbeere in Tirol genannt wird, sprach aber dabei den Fluch aus, daß jeder, der von ihr aße, ihm verfallen sei. Glücklicherweise dauerte dieses Unwesen nur kurze Zeit, denn bald erbarmten sich der Herrgott und die Jungfrau Maria der Menschheit. Als im nächsten Jahre die Preiselbeeren wieder blühten, da trug bereits ein jedes Blüthen ein weißes Kreuz, und das Kreuz blieb auch auf der Frucht sichtbar. Die Beeren waren fortan nicht nur giftlos, sondern sogar heilsam. Darob erzürmte Satanas nicht wenig und ging mit

sich zu Rute, ob er nicht dennoch diese seine Beeren zum Schaden der Menschheit anwenden könnte. Mit höllischer Freude erfüllte ihn bald darauf die Entdeckung, aus Preiselbeeren Brantwein, sogenanntes Steinbeerwasser, zu brennen, welches Teufelskunststück er denn auch schleunigst den Bauern lehrte, die, durch ihn der Trunksucht angeführt, seine eifrigsten Anhänger wurden.

Heutzutage bilden die Waldbeeren einen nicht unerheblichen Handelsartikel, und der aus dem Verkaufe der gesammelten Beeren gelöste Ertrag bildet im kleinen Haushalt armer Familien eine gar nicht unwesentliche Rolle.



Das Ewig-Weibliche.

Ein heiteres Nachtbild von Heinrich Tiaden.

„Hör mal, Männer, du bist ja heute morgen äußerst unterhaltfam. Einschließlich des Morgengrusses hast du schon ganze neun Worte gesprochen. Das will was heißen für einen seit drei Monaten neugeborenen Ehemann.“

Männer gab sich einen Ruck. Auch seinem Gesicht. Dieses Gesicht, das merkwürdig wehleidige Falten zeigte, hatte er bisher nicht ohne Gründe hinter der Zeitung verborgen, denn dieses Gesicht verriet, daß „Männer“, seit drei Monaten Ehemann, sich schon vorzüglich wieder auf Junggesellenart zu amüsieren wußte. Aber wie gesagt, er gab auch seinem Gesicht einen Ruck und wuschte mit einer müden Bewegung alle die wehleidigen Falten weg. Und versuchte ein Lächeln und nickte dem jungen Weibchen mit dem lieben Gesicht munter zu. Dieses Weibchen aber lächelte auf malitiöse Weise.

„Verzeihe, Weible, ich war ganz vertieft —“

Und rührt in seiner Kaffeetasse. Nimmt ein Schlückchen.

„Ei, so vertieft. Hm. Sag mal, Männer, was hast du denn gelesen?“

„O — nichts, was dich interessiert. Politik.“

„Aber wer sagt dir, daß ich mich nicht für Politik interessiere! Ganz riesig interessiere ich mich für Politik. Bitte, Herr Gemahl, erzählen Sie mir, was Sie soeben gelesen haben.“

„Gerne, liebes Weible, aber ich werde es dir vorlesen.“

Und er greift zu dem Blatte.

Weible aber hat schon darnach gegriffen und die Zeitung außer Griffnähe Mannes gebracht.

„Aber nein, vorlesen — das ist so trocken. Du sollst es mir erzählen und zugleich deine Kommentare dazu geben.“

Da erscheinen auf dem Antlitz Mannes, dem sein Vater weit mehr Beschwerden macht als die Politik aller Welt, reiche zusammen, wieder all die Falten und Fältchen und alle Zeichen ausgeprägten Haarwehs. Und er schüttelt düster den Kopf.

„Ach, Weible, — weißt du —“

Da lacht Weible hell auf.

„Ei ja, Gemahl, gewiß weiß ich. Ich weiß, daß der Herr Gemahl einen Haarbeutel hat. Eine Misere — zu deutsch einen Kagenjammer.“

„O — Weible — —!“

Da senkt er stumm sein Haupt.

„Und spät war's — unglaublich spät! Frühmorgens wenn die Hähne krähen — —“

„Ooo — aber — was du nicht sagst! Es war ganz kurz nach Mitternacht.“

„So so — hm — dann habe ich mich wohl getäuscht.“

Weible, als sie das sagt, lächelt auf eine ganz eigene Weise vor sich hin. Und wenn Männer nicht so viel mit sich selbst zu tun hätte, so würde er merken, daß das Lächeln Weibles einen ausgeprägt spöttisch boshaften Einschlag hat.

Nacht Tage später. Männer ist wieder zum Skat gegangen, und Weible hat sich zur gewohnten Stunde aufs Ohr gelegt. Sie ist ein liebes Weibchen, das ihrem Manne auch ein Vergnügen gönnt, das er nicht an ihrer Seite genießt. Und darum hat sie ein sehr gutes Gewissen und schläft, wie ein gerechter Mensch zu schlafen das gute Recht hat. Wenn Männer vom Skat kommt, so hat er einen ganz

merkwürdigen Gang. Weible sagt, er ginge dann wie ein Seemann. Er geht auch heute wieder wie ein Seemann. Man weiß aber, daß Seemänner nicht umhergehen wie Gespenster, nämlich geräuschlos. Männer kommt hörbar. Und Weible wird wach und dreht sich herum und reibt sich die Augen.

„Bist — du — schon — wieder — da — Männer —?“

„Ja — ich b — bin — hupp — schon wieder — d — da —“

„Ach gut, daß du da bist. Ich habe gar nicht gut geschlafen.“

„Nicht? D — d — das t — ut mir aber — s — sehr leid —“

„Ja, und wenn ich wach wurde, hat mich das dumme Ticken von der Uhr nicht wieder einschlafen lassen. Sie tickt so laut.“

„Ja — W — Weible — d — da ha — hast du — hupp — recht, — d — die Uhr i — ti — tickt ganz verwünscht laut.“

„Weißt du was, Männer — stoß doch eben an den Perpendikel, daß sie stehen bleibt.“

„Ja — Weible — ich w — werde — hupp — an d — den Pe — Pi — an den — P — tidel stoßen — verwünschtes Wort —“

„D — die Uhr — o nein Weible — p — paß auf — ich werde das p — pikfein — machen — siehst du — ha — hoppla T — Thella — d — das war nicht. Alja — siehst d — du — sie ti — ti — tickt nicht mehr.“

„Nein. Ich danke dir, Männer. Schlaf wohl.“

„Danke — W — Weible — schlaf — hupp — auch w — wohl.“

„Na, Männer, ausgeschlafen?“

„Hm — es geht. Nicht ganz . . .“

Männer reibt sich die Augen. Dann die Stirn. Und dann den ganzen Schädel. Sein Gesicht ist ganz mit Leidensfalten bedeckt. Und auf Weibles liebes Gesichtchen zuckt wieder der Schelm.

„War's denn gestern abend nicht amüsant im Skatklub, Männer?“

„Ooo — warum meinst du das?“

„Du kamst so früh zurück.“

„Na — hm — es ging.“

Männer mustert verstohlen Weibles Gesicht. Er traut sich nicht recht. Weibles Gesicht ist aber die verkörperte Unschuld.

Wenn man geschlafen hat, dann hat man gar keinen rechten Begriff mehr von der Zeit. Ich habe den Eindruck, als sei ich kaum zwei Stunden fortgewesen.“

„O — es war doch etwas mehr. Aber das lange Sumpfen hat wirklich keinen Zweck. Man will doch nicht unfolide sein.“

„Nein, zumal als junger Ehemann wäre das gar nicht schön. Der sollte stets um Mitternacht zu Hause sein. Aber gestern war's ja wohl noch lange nicht Mitternacht.“

„Nein — oder vielleicht auch ein kleines darüber.“

„Aber was?“

„Nun, über Mitternacht.“

„Hm. Sag, Männer, hast du schon gesehen, daß die Uhr steht?“

„Die Uhr —? Die hab' ich doch selbst erst gestern früh aufgezogen —“

„Dann muß jemand an den Perpendikel gestoßen haben. Denn sie zeigt ein Viertel über Vier.“

Mannes Gesicht nimmt auf einmal den Ausdruck einer großen Beklemmung an. Es wird rot. Er greift sich in den Halsfragen, der ihm auf einmal sehr eng ist. Und er blickt auf die Uhr, wie auf ein Menetekel. — In Weibles Gesicht das Lachen aber wird immer mehr à la Spitzbube.

Nun, Herr Gemahl, dämmert Ihnen was? Erinnern Sie sich noch dunkel, welche Mühe und Lebensgefahr es Ihnen verursachte, den Perpendikel festzustellen und das verwünschte Wort Perpendikel auszusprechen. Nun, Gemahl, reden Sie.“

Männer aber, das arme Wurm, schwieg.

Dort die Uhr ist ein schweigender und doch furchtbar beredter Ankläger. Sie haben mir immer vorzuschwindeln versucht, es sei Mitternacht, wenn draußen schon die ersten

Milchkarren fuhren. Um Ihnen zu zeigen, daß in den Stat-
abenden Ihre Uhr falsch geht, ließ ich Sie heute morgen die
Uhr feststellen. Fein, nicht wahr, Männen? Und jetzt darfst
du mir einen Kuß geben."

Männen aber mißt sie mit einem Blick schweren Vor-
wurfs und murmelt die Worte:

"Ach ja — das Ewig-Weibliche — —! Da kann unser
einer nicht gegen an."



Der „Fritz“.

Von Johanna Weiskirch, Braubach a. Rh.

In diesem Frühjahr hatten sie, wie nun schon drei
Jahre hindurch, Fritzsche Apfelschimmel, den „Fritz“, mit
noch drei Braunen aus dem Stall des weit und breit be-
kannten Fuhrunternehmers, in der nahen Kreisstadt aus-
gemustert. Der alte, biedere Fritzsche, der seine zehn Pferde
mit zweien seiner Knechte selbst zur Musterung gebracht
hatte, war voll Stolz auf das Kob, das man seinen Tieren,
besonders aber dem „Fritz“, hatte zuteil werden lassen, nach
Hause gekommen. Er hatte seinen Liebling selbst in den
Stand geführt, ihm lieblosend den schlanken Hals getätelt
und gesagt: „Das glaub' ich, alter Kerl, daß du ihnen ge-
fällt; aber bis zum Kriege, da hat es noch gute Weile. Den
erleben wir beide nicht, dafür sorgt schon unser Kaiser Wil-
helm.“

Der „Fritz“ hatte dazu mit dem Kopf genickt und leise
gewiebert.

Der „Fritz“ hat Menschenverstand, und wenn der
liebe Gott ihm die Sprache verliehen hätte, käme aus ihm
viel Gescheiteres heraus als aus dem Munde manches Men-
schen, der sich nicht zu den Dummen zählt, pflegte der alte
Fritzsche fast täglich im Kreise seiner Familie zu sagen. Und
jedesmal nickten seine Söhne, die Töchter und der Schwieger-
sohn, die Wahrheit seiner Worte bestätigend, kräftig mit den
Köpfen. Ja, der „Fritz“, der „Fritz“!

Zwar die anderen neun Pferde hatten es auch sehr gut
beim alten Fritzsche und den Seinen, wie sie überhaupt alle
ein gutes Herz für die unvernünftige Kreatur hatten. Wehe
dem Knechte, der sich eine Rohheit in der Behandlung der
Tiere oder eine Nachlässigkeit in ihrer Pflege hätte zu schul-
den kommen lassen! Der mußte Knall und Fall sein Bündel
packen und wurde ohne jegliche Kündigungs-Entsündigung,
mochte er zetern, soviel er wollte, entlassen. Und wenn nun
gar einer gewagt hätte, dem „Fritz“ etwas zuleide zu tun!

Der „Fritz“ wurde weniger für das schwere Fuhr-
geschäft als für die leichte Landwirtschaft Fritzsches gebraucht.
Darin war sein Herr aus Liebhaberei häufig selbst tätig, und
bei solchen Gelegenheiten verwöhnte der Alte den „Fritz“
ganz gewaltig. Die Zuckerkiste des Hauses, die nach dem
Tode seiner Frau seine älteste Tochter im strengen Sinne
der Verstorbenen verwaltete, bestahl er für seinen Liebling,
so oft er nur konnte. Und im Felde trug er ihm die saft-
tigsten Klee- und Grasbüschel zu. Dafür glänzte auch der
„Fritz“ wie eitel Seide, und aus Dankbarkeit war er fleißig
über die Maschinen.

Die Wagen mit dem duftenden Heu hatte er im Juni
und Juli geradezu spielend in die mächtige Scheune ge-
zogen, dabei übermütig den Kopf geschüttelt und mit den
schlanken Hüfen die Tenne getreten, als ob er sagen wollte:
„Wohin mit all meiner Kraft und Lebensfreude?“ Und der
alte Fritzsche hatte ihm dann jedesmal die Flanke geklopft
und gesagt: „Braver Fritz!“

Dann waren auf einmal Kriegsnachrichten in das kleine
Städtchen geschwirrt und auch zu den Ohren Fritzsches ge-
kommen. Der hatte den Kopf ungläubig geschüttelt. Aber
sie waren immer und immer wieder in verstärktem Maße

aufgetaucht und hatten sich nicht mehr zum Schweigen
bringen lassen. Als alle Welt schon dem kommenden großen
Kriege entgegen sah, hatte Fuhrunternehmer Fritzsche den
Kopf geschüttelt und zuversichtlich gelächelt: „Nein, dafür
sorgt schon unser Friedenskaiser, daß das nicht wahr wird!“

„Aber Vater, so lies doch einmal die Zeitungen!“
hatten die Seinen geantwortet. Es war das erstemal,
daß sie zu des Alten Worten nicht bejahend nickten.

Der alte Fritzsche wollte aber nichts von dem Kriege
hören. Er ging in den Stall, tätschelte den „Fritz“ und
sagte: „Was, alter Kerl, das sollte uns fehlen! Daran glau-
ben wir nicht!“ Und der „Fritz“ hatte genickt und gewiebert.
„Na, ja, hab's immer gesagt, der „Fritz“ hat Menschen-
verstand,“ schmunzelte er vor sich hin und ging, unbekümmert
um die Menschenansammlungen auf dem Marktplatz und an
dem Brunnen, seiner Arbeit nach und glaubte nicht an den
Krieg, bis der Befehl der Mobilmachung ihn eines anderen
belehrt.

Herrgott, war es denn möglich?! War es denn wirklich
möglich? Sein erster Gedanke war der „Fritz“. Der mußte
dann ja fort aus dem schönen sauberen Stalle, fort auch
von ihm. An seine beiden Söhne und an den Schwieger-
sohn, die auch unter die Fahne Deutschlands mußten, dachte
er erst gar nicht.

Als er sich dessen erinnerte, schoß ihm eine glühende
Röte über das braune Gesicht. „Gott, verzeihe mir!“ mur-
melte er und preßte die schwielige Rechte auf das unruhige
Herz. „Und der „Fritz“!“ sagte er schwerfällig, als er den
Seinen nacheinander die Hand drückte. Die nickten alle mit-
einander und schwiegen.

Schon nach drei Tagen mußten die drei Braunen und
der „Fritz“ fort, die Söhne und der Schwiegersohn einige
Tage später. Der alte Fritzsche sprach in dieser Zeit kein
Wort; aber eine Falte stand senkrecht auf seiner Stirn, die
vordem nicht dagewesen war, und die sich mehr und mehr
vertiefte. Er hielt sich viel im Pferdestall auf und hatte
Striegel und Kartätsche in der Hand, um, wie er gleichsam
entschuldigend zu den Knechten sagte, die Pferde zu putzen.
Aber meist stand er neben dem „Fritz“, streichelte und
klopfte ihn und sagte ein- über das anderemal: „Alter
Kerl, wer hätte das gedacht!“ Und seine Stimme bebte und
seine Lippen zitterten wie die eines Kindes, das weinen
möchte.

Er selbst brachte den „Fritz“ zur Aushebungsstelle, die
Knechte die Braunen. Drei Tage blieb der alte Fritzsche
aus, weil er seinen Liebling überallhin begleitet, von einem
Orte, wo die Pferde verladen wurden, zum anderen, bis
er das Tier endlich im Eisenbahnwagen wußte. Und so
lange sorgte er für ihn, stumm, mit zusammengepreßten
Lippen. Aber die Falte auf seiner Stirn wurde zur tiefen
Furche, als er ging und der „Fritz“ hinter ihm her wieherte.

Anderen Tages und tags darauf rückten seine Söhne
und der Schwiegersohn aus. Er hielt sie alle am Herzen
und küßte sie, was er bei den Söhnen seit der Kinderzeit
nicht mehr, bei dem Schwiegersohne nie getan hatte.

Drei Tage gingen dahin, in denen Fuhrunternehmer
Fritzsche nur das Allernötigste sprach. Den Pferdestall hatte
er, seit der „Fritz“ fort war, noch nicht betreten.

Da riß, als am vierten Tage der Alte beim Vesper-
brot saß, der Junge des Nachbarn die Tür auf und rief
atemlos: „Herr Fritzsche, der „Fritz“, der „Fritz“!“ Wie der
Blick sprang Fritzsche auf: „Was — was — was ist mit
dem „Fritz“?“

„Auf dem Geleise liegt er, und tot ist er, der „Fritz“!“

„Wie? Was?“ stammelte Fritzsche und hielt sich am
Tische fest, so sehr wankte und bebte er. Einige Minuten,
dann stürzte er hinaus, dem Jungen nach, auf das Bahn-
geleis.

Ein Soldatenzug brauste eben davon, und auf der Erde
lag wahrhaftig der „Fritz“ und war tot. Und um ihn herum
standen die Leute, die sich angesammelt hatten. Sein Herr
hob den schönen Kopf des Tieres empor. Die Augen waren
erloschen, der „Fritz“ war tot!

Fuhrmann Fritzsche fragte nichts und sagte nichts. Er hörte aus den Reden der Umstehenden, wie das Unglück vermuthlich gekommen sei. Der „Fritz“ war auf der Fahrt nach dem Kriegsschauplatz an seiner Heimat vorbeigekommen und hatte sich am Bahnübergange, den er mit seinem Herrn täglich überschritten hatte — wie die Soldaten erzählten — plötzlich mit einem furchtbaren Ruck unter wieherndem Aufschrei losgerissen und war aus dem langsam fahrenden Zuge hinausgesprungen. Er hatte sich das Genick abgestürzt.

Fuhrmann Fritzsche ging schwerfällig nach Hause und ließ den „Fritz“ von seinen Knechten heimholen und in den Stall auf seinen Platz legen. Dann riegelte er die Tür von innen ab und sah Stunde um Stunde bei seinem verendeten Kieblinge, ehe er ihn mit eigener Hand eingrub.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Spruchweisheit.

Wohl kein Wort hat in den Ohren eines Christenvolkes einen besseren Klang als das Wort Sonntag. Es ist, als höre man Glockengeläute, als sähe man die Sonne am blauen Himmel, als läge man auf sonnigen Matten oder am schattigen Waldestrand, und in süßem Traume sähe man durch die Himmel ein weißes Wölkchen stehen, die eigene Seele, die entbunden von des Leibes enger Hülle droben in dem unendlichen Raume den Vater sucht.

Jeremias Gotthelf.

Das göttliche Gebot der Liebe, wie es das Christentum verkündet, ist vielleicht das Gewaltigste, was die Menschheit an wirklichen Fortschritten im Gebiet der großen, absolut sittlichen Ideen geleistet hat.

Freischütz.

In deinem Innern mancher Schacht
Ist voll von unbekannten Erzen —
Doch schürfst du tiefer in deinem Verrath,
Nimm dich vor schlagenden Wetter in Acht!

Paul Heyse.

Die Presse kann schlimmere Verheerungen anrichten, wie
Pulver und Blei.

Th. G. von Hippel.

*

Der junge Hausvater.

Gleich nach den ersten Häusern des Dorfes war ein Kreuzweg, und wir mußten fragen, wie wir zu gehen hatten. Aber weit und breit war niemand zu sehen — eine Stunde vor Mittag war wohl alles auf den Feldern und in den Gärten. Nur ganz hinten in der Biegung der Straße spielten ein paar Kinder.

Dann hörten wir, dicht neben uns in einem Garten, die Stimme eines Knaben. Wir traten an die Hecke und sahen drei kleine Kinder, die artig im Grase saßen und mit einer Kasse spielten. Ein blondes Mädchen mit niedlichen Ringellocken hinter den Ohren lag auf einem Reissgabeln, blinzelte in die Sonne und versuchte zu singen — aber es wurde nur eine Folge von Tönen, von richtigen und falschen, — die Melodie von „Weißt du wieviel Sternlein stehen“ war kaum zu erkennen. Junge klammige Gänse schnabulierten zerstoßenes Grünszeug aus einem großen, flachen Kasse dicht neben der aufgetretenen Haustür, und mit ihnen hatte der Knabe gesprochen, den wir gehört hatten, ein Bursche von zwölf, dreizehn Jahren. Er sah zwischen einem Korbe und einem Wassereimer auf der obersten Stufe der kleinen Treppe und schälte Kartoffeln. Er hatte ein hübsches, verständiges Gesicht mit schönen blauen Augen, und er wird in einigen Jahren so aussehen, wie die jungen Bauernburschen, von denen Hans Thoma einen gemalt hat, der im Mondschein die Geige spielt.

Der Knabe gab uns zunächst die verlangte Auskunft nach dem Wege, sehr genau und, wie sich nachher herausstellte, ganz richtig.

Dann hatten wir ein kleines Gespräch mit ihm.

„Du bist aber fleißig,“ sagten wir mit einer Handbewegung nach dem Eimer, der schon fast mit geschälten Kartoffeln gefüllt war.

„Auch ich auch,“ sagte er. „Wir müssen doch auch was essen.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Die arbeitet im Walde.“

„Und dein Vater?“

„Im Kriege. In Rußland. Gestern hat er geschrieben.“

„Das ist ja schön. Geht es ihm denn aut?“

Der Knabe nickte und erzählte ein Stück Feldpostbrief.

„Hast du denn keine große Schwester, daß du Kartoffeln schälen mußt?“ fragten wir.

„Doch. Zwei sogar. Aber die gehen in die Fabrik. Und mein älterer Bruder fährt Milch in die Stadt.“

„Und hier die vier Kleinen, sind das auch deine Geschwister?“

„Ja.“

„Das waren also acht Kinder.“

„Ja, wer paßt denn auf die, wenn ihr alle fort seid?“

„Wenn ich in der Schule bin, die Großmutter.“

„Und sonst?“

„Ich.“

„Und kochen mußt du auch?“

Er nickte halb bescheiden, halb verlegen: „Aber die Großmutter hilft dabei.“

„Dann hast du aber zum Spielen wenig Zeit“, sagten wir.

Einen Augenblick wurde sein Gesicht traurig und sehnsüchtig. Nein, viel Zeit hätte er nicht. Aber dann lachte er schon wieder und so glücklich, daß der kleine Bauernhof ganz hell wurde.

„Das schadet aber nichts“, sagte er. „Spielen tue ich erst wieder, wenn Vater wieder da ist.“

Und dann ging er entschlossen mit seinem blanken Messer der nächsten Kartoffel ans Leben.

Als wir ihm eine Tafel Schokolade schenken wollten, sträubte er sich ein wenig, aber der Widerstand war zu besiegen.

Als wir weitergingen, mußten wir an England und all die lieben Feinde denken, die uns „zerschmettern“ wollen — dieser kleine, fleißige Bauernbursche hätte dem flüchtigen englischen Minister eine gute Lehre geben können.

(Zagt. Rundschau.)



Luftige Ecke.

Eine politische Versammlung während der letzten Wahlen in Newyork erlitt eine ernstliche Störung durch einen Mann, der andauernd nach Sulzer rief. „Wir wünschen Sulzer!“ Wir wünschen Sulzer!“ schrie er zu jedermanns Aerger. Der Vorsitzende wies mit dem Finger auf ihn und forderte ihn auf, Ruhe zu halten. Schließlich warf man ihn hinaus. Der Mann ging um die Ecke und kam zu einer anderen Tür wieder herein. Inzwischen hatte Sulzer selbst, der spätere Gouverneur von Newyork, eine Rede begonnen. Aber der Schreihals rief mit verstärkter Kraft: „Laßt Sulzer sprechen! Wir wünschen Sulzer!“ — „Mein Freund,“ sagte der Vorsitzende, indem er mit einer Hand dem Unterbrecher zuwinkte, mit der anderen Sulzer, zum Zeichen, daß er eine Pause mache, „wenn Sie wirklich ein Freund von Mr. Sulzer wären, dann würden Sie wissen, daß er es ist, der jetzt redet.“ — „Ach, das ist nicht Sulzer,“ schrie der Mensch mit Stentorstimme. „Das ist der Kerl, der mich bezogelt hat, daß ich nach Sulzer schreien sollte!“

Ein alter Herr traf auf der Straße einen so kleinen Zeitungsjungen, der einen so gewaltigen Posten Zeitungen unter dem Arme trug, daß es dem alten Herrn leid tat. „Mein Sohn,“ sprach er, „machst du diese vielen Zeitungen nicht müde?“ — „Nein,“ war die fröhliche Entgegnung des kleinen Burschen, „ich kann nicht lesen.“

Ein Herr, der sich erst drei Tage in Chicago aufhielt, aber einer dortigen Schönen stark den Hof gemacht hatte, wollte ihr einen Antrag machen, befürchtete aber, für zu hastig gehalten zu werden. Er brachte den Gegenstand daher in delikater Weise wie folgt zur Sprache: „Wenn ich zu Ihnen von Heirat reden würde, nachdem ich erst vor drei Tagen Ihre Bekanntschaft gemacht hätte, was würden Sie dazu sagen?“ — „Well, ich würde sagen, schießen Sie niemals bis morgen auf, was Sie vorgestern getan haben sollten.“

„Warum so niedergeschlagen?“ — „Meine Frau drohte mir gestern, sie wolle zu ihrer Mutter zurück.“ — „O, wahrscheinlich wird sie es doch nicht tun.“ — „Das ist es eben, sie hat's nicht getan.“

Frau Maier: „Die Frau von meinem Freunde war augenscheinlich auch nicht dabei, als die hübschen Gesichter verteilt wurden.“ — Herr Maier: „Nein, Schab. Sie war gerade an der anderen Stelle, wo das Geld verteilt wurde.“

„Wie ich höre, kocht Ihre Frau selbst.“ — „Sie sind im Irrtum.“ — „Aber Braun hat es mir doch erzählt.“ — „O, das war nur für eine kurze Weile. Braun war bei uns zu Besuch, und sie dachte, er wäre nun lange genug geblieben.“